

Predigt am 19. Sonntag im Jahreskreis (B)

(1. Kön 19, 4-8)

von Pfr. Dr. André Golob

Elija, der Prophet, - so haben wir gehört - ging ohne Proviant eine Tagesreise weit in die Wüste. Jeder der schon einmal - vielleicht im Urlaub - in einer Wüste war, weiß: So ein Verhalten ist der selbst gewählte Tod, ein Überleben kaum möglich. Nach menschlichem Ermessen müsste er dort bei dem Ginstergestrüpp verdursten.

Elija war in der Tat am Ende. Er hatte gegen die Baalsreligion gekämpft, die in Israel den Glauben an den wahren Gott immer mehr verdrängte. Schon damals nannten die Israeliten diesen verhassten „Baal-ze-bul“, den Herrn der Welt, verächtlich „Baal-ze-vuv“, Herr der Fliegen – der Name eines Dämons, der sich von Leichen ernährte. Auf Latein heißt er „Beelzebub“. Und dieser Gott Baal - manche kennen ihn aus dem berühmten Gedicht von Bertold Brecht - dieser Gott Baal war in der Tat ein Dämon, dem man blutige Menschenopfer brachte, um ihn gütig zu stimmen - ein grausamer, archaischer Kult. Und die Baalspriester standen nicht nur knöcheltief im Blut der Opfer, sondern auch hoch in der Gunst der Königin Isebel. Der Prophet Elija hatte im Kampf gegen die Baalsreligion nur einen vordergründigen Erfolg errungen, als er das Strafgericht Gottes auf 450 Priester dieses Götzenkultes herabrief. Doch gegen Isebel, gegen die Prinzessin und Tochter König Ahabs, hatte er keine wirkliche Chance. Viele in Israel würden Isebel folgen und sich vom Glauben ihrer Väter abwenden. Elija war an seine Grenzen gestoßen. Von Isebel bedroht und verfolgt, enttäuscht über sich selbst, wollte er nur eines, ... sterben.

Elija war am Ende seiner Kräfte, am Ende seiner Weisheit, warum in einer solchen Welt des Götzenglaubens, einer Welt mit blutrünstigen Göttern aus Stein, noch leben wollen? So denken viele, die glauben nicht mehr leben zu können. Eine solche Hoffnungslosigkeit bringt den Tod.

Ich möchte eine kleine Geschichte zum Besten geben, die man sich im Orient erzählt und die ebenfalls in einer Wüste spielt: „Ein Mann hatte sich in der Wüste verirrt und war dem Verdursten nahe. Da sah er Palmen vor sich, er hörte Wasser plätschern. Doch er dachte: Das ist nur eine Fata Morgana. Wie furchtbar, meine Fantasie gaukelt mir eine Oase vor, wo in Wirklichkeit nichts ist. Ohne Hoffnung, verzweifelt, warf er

sich zu Boden und starb. Kurze Zeit später fanden ihn zwei Beduinen. Er war tot. „Wie kann das sein?“, fragte der eine den anderen. „Er war so nah am Wasser, der Schatten der Dattelpalme erreichte beinahe sein Gesicht. Warum ist er dennoch gestorben?“ Darauf antwortete der andere: „Er war ein moderner Mensch“.

War Elija ein moderner Mensch? Ich glaube es kaum. Aber *wir* sind moderne Menschen und wir können in ähnliche Lebenskrisen geraten wie Elija und reagieren dann manchmal wie jener Mann, der das lebendige Wasser für eine Fata Morgana hält.

Hoffnung, die in uns lebt, dieses Motto las ich letztens auf der Einladung zu einem Event in der Ökumene. Hoffnung, die in uns lebt. Ich persönlich tue mich schwer mit solchen Sprüchen und kann sie nach einigen Jahren kirchlichen Engagement wirklich nicht mehr hören. Mir erscheinen sie wie platte Phrasen, die immer wieder gedroschen werden. Wir machen es uns manchmal leicht mit frommen Sprüchen und immer wieder nachgeplapperten Floskeln. „Und wenn Du meinst es geht nicht mehr, kommt von irgendwo ein Lichtlein her.“ Es wäre in der Tat schön, wenn das immer so wäre. Hoffnung zu spüren, ist aber oftmals ein Kampf, ein tägliches Ringen mit der Unmenschlichkeit und der Kälte in unserer Welt. Manchmal muss man sich schämen, dass man so lebt wie man lebt, dass man so abgestumpft und unsensibel, so grobschlächtig ist, dass man all das zutiefst Unerträgliches erträgt - ohne zu verzweifeln. Eigentlich sollten wir den Fernseher gar nicht mehr anschalten ohne eine Brechtüte in Händen. Doch wir haben uns an die ekelerregenden Bilder des Leids und des Widermenschlichen, die uns im eigenen Wohnzimmer begegnen, mittlerweile gewöhnt.

Man mag verzweifeln, an der Tatsache, wieviel unsägliches Leid in die Welt gebracht wird, aus Eigennutz, Profitgier und Egoismus. Die Mechanismen des Unheils sind bekannte Fakten. Doch kaum jemand geht dagegen an, denn es ist etwas Alltägliches und wird von vielen sogar als notwendig angesehen. Ja das Leid des anderen ist unser Wohl. Deshalb machen wir es zum Prinzip, zu unserem Wirtschaftssystem. Da muss man gut und gerne an den Baal-ze-bul denken, den Herrn der Welt, dem blutende Opfer gebracht werden. Er ist zugleich der Herr der Fliegen, der nekrophil über den Kadavern kreist, über totbringende Rendite und die zerstörten Ressourcen unseres Planeten. Das kommt dabei raus, wenn man einem falschen Gott huldigt.

Da darf es nicht wundern, dass dieser falsche Gott, dieser Dämon, der Tod und zugleich die Vernichtung unseres Lebensraums mit sich bringt, auch von unserer Seele Besitz ergreift. Die Kälte der Skrupellosigkeit und des Eigennutzes lässt auch unser Innerstes vereisen. Der Glaube an die Güte der Menschen, an eine Zukunft voll Licht, an Zuwendung und Geborgenheit inmitten spitzer Ellenbogen, geht vor allem jenen verloren, die schwach, verletzlich und sensibel sind.

Zwei Jahre Mobbing und Demütigung am Arbeitsplatz und Du bist ein Wrack. Nur noch der Griff zur Flasche oder Antidepressiva, lässt Dich vergessen, was Du durchmachen musstest. Warum schneiden sich Menschen die Arme blutig oder brennen sich Narben ins Fleisch. Damit sie wieder etwas spüren, aus dem verzweifelten Bedürfnis nach Hoffnung. Manchen bleibt nur noch die Überdosis Schaftabletten, da nichts mehr da ist, was hoffen lässt, kein Licht am Horizont. Das Dunkel ist so stark geworden, dass es kein Licht mehr zulässt.

Da helfen keine Sprüche, wie man sie manchmal bei den religiösen Fernsehsendern hört, wenn die baptistischen Show-Prediger wie Werbepropagandisten in die Kamera rufen: „Jesus liebt dich, Halleluja.“ Heißa wie schön. Aber so einfach ist das Leben nicht. Die Evangelikalen lobpreisen in Legionen von Chören, doch sie ignorieren die vielen biblischen Psalmen, die vom Leid berichten. So schnell trocknen Sturzbäche von Tränen nicht, so schnell geht eine Entziehungskur nicht. Die Glücksspieler gibt es nicht. Und auch Religion ist kein sofort wirkendes Viagra gegen die Hoffnungslosigkeit. Hoffnung muss mühsam errungen werden und meistens geht es nicht ohne massive Hilfe von außen.

Ein Engel weckt Elija auf. „Iss“, sagt er. Und Elija hört auf die Worte dieses göttlichen Geschöpfes. So schön geht es auch nur in der Bibel - oder? Doch die Hilfe wird auch da häufig zurückgewiesen. Denken wir an den Besessenen, der Jesus entgegenschreit: „Nein, weg mit Dir, lass mich in Ruhe, du Mann Gottes.“ Therapiewiderstand nennen das die Mediziner. Manchmal wollen Menschen keine Hilfe, manchmal scheint kein noch so kleiner Funke übrig geblieben zu sein, der neue Hoffnung entfachen könnte. Manchmal wird das Selbstzerstörerische zum Programm. Alles andere, Hilfreiche wird ignoriert. Wie der Mann, der sich verirrt hat, die Palmen ignoriert und das Plätschern des Wassers. Er vertraut nur auf das, was man ihm beigebracht hat, was er gelernt hat: In der Wüste gibt es das Phänomen der Fata Morgana.

Es hat alles kein Zweck mehr sagt Elija; es hat keinen Zweck zu hoffen, sagt sich der Verirrte in der Wüste, denn es kann sich nur um eine Luftspiegelung handeln. Wir kennen diesen Jesus, sagen die Leute im Evangelium, es hat keinen Zweck, sich auf so einen zu verlassen. Mancher wählt den Tod, statt das Leben.

Elija weckt der Engel. Mich erinnert das an Situationen in meinem Leben. Ich denke jeder von uns hat so etwas schon einmal erlebt. Alles bricht um uns herum zusammen, alles scheint ins Bodenlose abzubrechen. In meinem ersten Job als Hotelmanager in Bielefeld habe ich so etwas erlebt. Ich habe davon schon einmal erzählt – es war traumatisierend. Durch Zufall hatte ich erfahren, dass mein Chef wegen massiven Steuerdelikten vorbestraft war. Als er das herausfand, war es ein Grund für ihn, mich als Mitwisser loszuwerden. Mobbing, Kontrollanrufe, Telefonterror Tag und Nacht. Bei jedem Klingeln zuckte ich zusammen. Mein Chef versuchte in meine Wohnung einzudringen, versuchte durch Verleumdung und üble Nachrede mich als Kriminellen darzustellen usw. Kurz vorher leitete ich als versierter Kampfsportler noch Selbstbehauptungs- und Selbstverteidigungskurse. Auf einmal stand mir selbst die Angst bis zum Stehkragen. Überall sah ich mich verfolgt und bedroht.

Doch als es zum Schlimmsten kam, waren da auch die Engel - als wären sie vom Himmel gesandt. So häufig, wenn etwas in meinem Leben so richtig schief lief und ich am Ende meiner Kräfte war und nichts mehr ging, waren da Menschen, die haben mich aufgefangen – immer! Nicht nur meine Frau, nein, mir eigentlich fremde Menschen wurden zu Freunden. Ein liebes Wort wird in so einer Situation zur Medizin. Ein Lächeln gibt Kraft, macht einiges erträglicher. Die Einladung des Nachbarn, auf ein kühles Bier und einen kleinen Plausch herüberzukommen, war für mich wie ein Gang durch den Garten Eden.

Die Engel gibt es, die Dir in der brennenden Wüste einen kühlen Becher reichen. Vielleicht ist doch was dran, an dem Spruch vom Lichtlein, das irgendwo herkommt?! Es sind nicht die Fernsehprediger, die Hoffnung bringen, sondern der Mann von nebenan, der mit der dicken Brille, die nette Omi, die Dir auf dem Wochenmarkt das Obst reicht, der Obdachlose, der Dich um einen Euro anbettelt. All das können Engel sein - wir wissen es nicht. Alle jene können womöglich Boten Gottes sein, Engel in Menschengestalt.

So wie Eltern ihren Kindern das Urvertrauen in die Wiege legen können, so können wir unseren Mitmenschen Geborgenheit und Gottvertrauen schenken – für sie zu Engeln werden. Dann, wenn wir ihnen in schlimmen Stunden die Hand reichen, sie stärken und aufrichten und sagen: Steh auf und iss, sonst ist der Weg durch das Leben zu schwer für Dich. Es ist eine Nahrung, die nicht von dieser Welt ist.

Amen.